Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 11 (1935-1936)

Heft: 12

Artikel: Schweizerdeutsch als Schriftsprache : Diskussionsbeiträge zu der Forderung von Emil Baer in der Julinummer

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065906

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERDEUTSCH als *Schriftsprache*

Diskussionsbeiträge zu der Forderung von Emil Baer in der Julinummer

Wir haben uns in der Auswahl der Beiträge auf jene beschränkt, die sich wirklich mit der Möglichkeit und der Wünschbarkeit einer schweizerischen Schriftsprache auseinandersetzen. Alle Beiträge mussten gekürzt werden.

Unser eigener Standpunkt lässt sich folgendermassen umschreiben: Die Schaffung einer schweizerischen Schriftsprache wäre zweifellos möglich, wenn sie sich als notwendig erweisen würde. Als wünschenswert betrachten wir diese Neuschöpfung nicht. Sie dürfte, nach unserer Meinung, nur als äusserste Massnahme der Notwehr gegen eine Durchdringung mit fremdem Geistesgut, die unsere nationale Selbständigkeit aufheben müsste, in Frage kommen. Dass wir, vor die Wahl gestellt, die Sprachgemeinschaft mit Deutschland unserer nationalen Selbständigkeit zu opfern bereit sein müssten, ist eine Selbstverständlichkeit.

Es sind verschiedene ausgezeichnete Beiträge eingelaufen, die sich weniger

mit dem Vorschlag von Baer, als mit der Förderung der Mundart befassen, eine Aufgabe, die der « Schweizer-Spiegel » immer wieder zu der seinen machen wird; der eine oder andere Beitrag wird sich in diesem Zusammenhang verwenden lassen.

Hans Kunz, Luzern

Ist die Schaffung einer schweizerischen Schriftsprache möglich? Ich halte sie für unmöglich, weil sie am Widerstand des Nächstbeteiligten, des im Regionalismus und Individualismus befangenen deutschschweizerischen Volkes scheitern muss.

Ist die Schaffung einer schweizerischen Schriftsprache wünschenswert? Wenn der Untergang des Schweizerdeutschen nur durch sie abgewendet werden könnte, wie These 5 es wahrhaben will, dann wäre sie es gewiss. Es wird aber auch hier erlaubt sein, eine andere Meinung zu haben. Jede Sprache ist ein stetig sich wandelndes und wachsendes Gebilde. Dies erkennen wir am sinnfälligsten daran, dass Schreibweise und Grammatik jeder Sprache von Zeit zu Zeit geändert, « modernisiert », dem jeweiligen Sprechstand angepasst werden müssen. Man lese in irgendeinem hochdeutschen Zeitdokument, das nicht mehr als 150 Jahre zurückzuliegen braucht, in einer Briefsammlung etwa, um zu erkennen, wie sehr sich auch die hochdeutsche Schriftsprache, Generationen nach ihrer Neuschöpfung, bis in die heutige Zeit noch gewandelt hat. Ganz abgesehen von der veränderten Orthographie wird man auf heute nicht mehr gebräuchliche Wendungen und Wörter stossen, auf andere, deren Bedeutung sich veränderte, deren Sinn heute vergröbert oder verfeinert erscheint. Auch fremde Einflüsse und Zutaten haben an der hochdeutschen Sprache gemodelt, und das schweizerische Volkstum ist daran durchaus nicht etwa unbeteiligt; Worte wie « Heimweh », « anheimeln », « geistvoll », « kernhaft », « staunen », politische Ausdrücke wie « tagen » und « vertagen », « Putsch », « Lockspitzel », militärische wie « Landsturm » und « Landwehr » sind schweizerische Beiträge an die hochdeutsche Sprache. Sollte es da verwunderlich sein, dass das durch keine einheitliche Schreibart, durch keine Schriftsprache gestützte, in Tausende von mundartlichen Tönungen zersplitterte Schweizerdeutsch von diesem Gesetz der sich wandelnden Sprachen keine Ausnahme macht, dass es nicht nur ans Hochdeutsche abgibt, sondern auch von ihm aufnimmt? Dr. Baer ist unbewusst damit einverstanden, wenn er « die teure Sprache unserer Grosseltern und Eltern » rühmt, « die uns in ihrer Wärme und Kraft so seltsam ans Herz greift », denn er weiss natürlich, dass auch unsere Grosseltern schon nicht mehr genau die Sprache geredet haben, in welcher « Zwingli predigte und schrieb ».

Einige der von Dr. Baer als Beispiele der Verdrängung alten Sprachgutes angeführten Ausdrücke wurden in manchen Landesgegenden nie gebraucht und als lokale Ausdrücke anderer Gegenden empfunden. Das Aussterben alter, das Ineinanderwachsen und Verschmelzen neuerer Lokalausdrücke verschiedener Landesgegenden kann ich für kein nationales Unglück halten, ebensowenig die manchmal unvermeidliche Aufnahme neuhochdeutschen Sprachgutes, so lange der Wille und die Kraft vorhanden sind, sie in Verwendung und Aussprache den bestehenden Mundarten zu assimilieren.

Dem Schweizer steht die Gesinnung an erster Stelle und hoch über jeder andern, selbst sprachlichen Frage. Es ist nun einmal das Schicksal des Deutschschweizers, dass er eine zwiefache Muttersprache besitzt, dass er in einer andern Sprache spricht als schreibt. Ich glaube, dieses Schicksal ist auch zu einem Teile seines Wesens geworden. Und aus diesem seinem Wesen heraus wird er der ihm durch die historische Entwicklung als Schriftsprache zugefal-

lenen hochdeutschen Sprache die Treue halten — unbeschadet seiner heissen Liebe zu der angestammten, ihm durch die Väter überlieferten Mundart, unbeschadet aber auch seiner bedingungslosen Ablehnung aller ihm nicht « artgemässen » ausländischen Einflüsse in Politik, Kultur und Weltanschauung.

* * *

E. Krähenbühl, Bukarest

Im Gegensatz zu Dr. Baer, dessen Ziel die Abschaffung des Hochdeutschen als Schriftsprache der Schweiz und deren Ersatz durch ein ad hoc gebildetes Hochschweizerdeutsch ist, lässt sich meine Ansicht in die Worte zusammenfassen : Erhaltung unserer Mundarten als eines wertvollen Kulturgutes und Bemühung um ein gutes, aber von schweizerischem Geist erfülltes Hochdeutsch.

Wir werden uns keinen Augenblick darüber täuschen dürfen, dass wir — unabhängig von unserer Einstellung zum deutschen Problem — ein Glied des deutschen Kulturkreises sind und bleiben, aber im Begriff sind, den Anschluss an dessen überwiegendes geistiges Zentrum zu verlieren, wenn wir uns entschliessen, durch Aufgabe des Hochdeutschen als Organ, das unsere Geistigkeit über unsere Grenzen hinaus verkünde, den Bruch vollständig zu machen.

Uns Auslandschweizer muss es vor allem nachdenklich stimmen, wenn man vom mählichen Zerfall der schweizerischen Mundarten hört, vom Schwinden eines Kulturgutes, das wir als etwas Teures mitgenommen haben und in der Fremde rein und lebendig zu erhalten versuchen, während man ihm in der Heimat anscheinend einen geringern Wert beimisst — als ob Sprache nur Verständigungsmittel wäre und nicht geballter Ausdruck einer Eigenart, auf die wir sonst stolz sind und auf die wir uns wieder mehr zu besinnen vorgeben.

Die Ursachen für den Rückgang der Schweizer Dialekte hat Herr Dr. Emil Baer einleuchtend genug aufgezeigt. Wer sich schon selbst Gedanken über diese Erscheinung machte, konnte zu ähnlichen Feststellungen kommen. Der Wille zur Abwehr ist ebenfalls nicht neu, wohl aber der Weg. Herr Dr. Baer erblickt die Rettung in einem sogenannten « Hochalemannisch ». Wer sich kein (Laut- oder Schrift-)Bild dieser Sprache machen kann, wird unmöglich beurteilen können, ob sie geeignet sei, den Damm aufzurichten gegen die Verflachung und Verdeutschung unserer Dialekte. Aber man kann Bemerkungen und Einwände prinzipieller Art machen.

Möglich ist die Schaffung einer gemeinschweizerischen Schriftsprache gewiss: tüchtige Linguisten sind da, Vorarbeit ist im Idiotikon in Fülle geleistet. Aber die Einführung dieser neuen Kunstsprache würde ihre Vorkämpfer vor Schwierigkeiten stellen, die beispielsweise den Kampf um die Hulligerschrift als bedeutungslose Meinungsverschiedenheit erscheinen liesse!

Es ist nicht so, dass die verschiedenen schweizerischen Dialekte so ähnlich sind, dass sie ohne grosse Opfer von irgendwelcher Seite auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden können. Denn eine bestimmte Mundart als nationale Schriftsprache vorzuschlagen, empfiehlt Herr Dr. Baer nicht, obgleich es darunter welche mit reicher Literatur gibt. Dann kann sich aber jeder Schweizer aus anderer Landesgegend mit Recht fragen, warum man nicht die Seinige wählte, und alle werden es als ein zu grosses Opfer empfinden, ihre heimische Sprache zugunsten einer Kunstsprache aufzugeben, die von allen etwas hat, aber keinen befriedigt.

Aber — wird man fragen — ist denn der damit verfolgte Zweck, die Erhaltung unserer schweizerischen Eigenart, nicht ein noch so grosses Opfer wert? Doch, gewiss! Aber es wird unserm Volke nicht plausibel gemacht werden können,

dass dieser Zweck auf diesem Wege zu erreichen sei. Dies um so weniger, als der Versuch einer Einführung zuerst jedenfalls Resultate zeitigen wird, die unbedingt negativ zu beurteilen sind. Die Initianten werden viel Humor nötig haben, um die Riesenwelle von Gelächter auszuhalten, die sich über das Schweizerland schwingen wird, wenn zum erstenmal damit Ernst gemacht wird!

Presse und Rundspruch, meint Herr Dr. Baer, sollten die Schrittmacher der neuen Sprache sein. Wie wäre es, sie erst einmal ernstlich in den Dienst der Erhaltung unserer Mundarten zu stellen? Vor allem die Presse mit ihrem mehr oder weniger abgegrenzten Wirkungskreis.

Die Schriftleiter werden sagen, nicht jeder Artikel eigne sich für eine Behandlung in Mundart, ja, eigentlich gebe es nur ein ganz begrenztes Gebiet, auf dem etwas Derartiges versucht werden könnte. Natürlich — einfach ist die Umstellung nicht, aber ein Anfang muss gemacht werden. Welch herrliche Gelegenheit zum Beispiel, irgendein eidgenössisches oder kantonales Problem als Leitartikel in Mundart zu behandeln! Wie unakademisch, wie frisch und unmittelbar, wie überzeugend müsste die Dialektbehandlung eines aktuellen Stoffes wirken! Und dann ist ja das Gebiet der Lokalnachrichten, die man von den immer wiederkehrenden schablonenhaften Wendungen befreien könnte; die Vereinsnachrichten, die nun viel unterhaltender zu lesen wären. Statt mit : Die am 15. abhin stattgefundene ordentliche Jahresversammlung des Sportfischervereins . . . — würde der Bericht etwa beginnen : Geschter, am 15. Juli, isch üse Sportfischerverein im Leue zu syr x-te Jahresversammlung zsämecho . . . Schliesslich würde auch der Inseratenteil mehr Dialekt vertragen, namentlich wenn sich der Inserent an seine engern Landsleute wendet.

Täuschen wir uns? Und wenn — man mache den Versuch! Das Echo — so oder so — wird nicht ausbleiben. Damit ist aber das ganze Problem auf eine viel breitere Diskussionsbasis gestellt, das Interesse der Allgemeinheit wird geweckt, und allmählich muss sich zeigen, ob das Schweizervolk seine Sprache retten oder aufgeben will.

* * *

Otto Scheitlin, St. Gallen

Es ischt wie mit allne neuen Idee: Me schöttlet z'erscht de Chopf ond zwyflet dra, da me's chönn fertig bringe. De Verstand, gschwind ufglaat zor Kritik ond gägen alls, wo d'Bequemlechkeit vo üs Lüte dor e Neus wött ondergrabe, hät sofort en ganze Wösch vo Ywänd ond Bedengge parad. Jo no, me lot en emol e chli usrede ond schimpfe, ond wenn er denn fertig ischt, so merggt me z'mol, dass' näbed em Verstand no e Härz git. Säb redt bis üs Lüte meischtens vil weniger luut als de « gross ond mächtig Geischt ». Aber we-m-me Zyt hät ond e guets Ghör, isch es glych vo Guetem, au emol uf em Härz syni Red e bitzli z'lose. Denn isch aber ganz sicher, dass das Härz grad 's Gägetaal vo dem saat, was de Verstand.

I üsem Fall wär das Härz also usgsproche för d'Mundart. Es maant, i de hüttige Zyte wär's scho vom Standpunkt vo de nationale Eigenart vo Guetem, we-m-mer nöd z'vill üses Wäse wöred abschlyfe.

Natürlech gäb's Schwirigkeite, we-m-me wött üsi Mundarte zo-n-ere Schreftsproch zsemmebende. Die gröscht Schwirigkeit wär aber wohrschynli wie öberall die: d'Vorurteil z'öberwinde! Denäbed gäb's lang z'tue, bis me d'Grammatik ond alls, wo zo-n-ere Sproch ghört, das me sie lehre ond lärne cha, gmacht hett.

Mer wönd vorläufig gär nöd alls mitenand ond 's Chind mit em Bad usschötte. So e grossi Sach muess schrettwys goh. Aber, säb isch sicher, me chönnt hütt scho Verschidenes tue, mit dem me

üseri Dialäkt besser schone ond pfläge wör. Worom nöd i de Schuel d'Mundarte lehre, ond zwor gad i den ondere Klasse? E fremdi Sproch cha me aber erscht rächt lärne, we-m-me e bitzli meh kritische Verstand hät als en Erschtgix.

I muess scho säge, dass i's no nie verstande ha, dass me i üsere Rööt fascht öberall sött hochdütsch rede. Worom söll de Pfarrer syni Predige nöd im Dialäkt halte? Ond üsi Dichter söttet meh Dialäkt schrybe!

Me cha's gad so schön säge, was me z'säge hät, mit de Mundart, wie mit em Schreftdütsch.

Mit üsem Dialäkt wör die ganz Sach härzlecher wärde, ond mer hetted denn au 's Bewusstsy, dass mer Schwyzer näbis Aages seied ond ka fremdi Kulturvasalle. Of da chonnt's bim ganze Problem a: Uf d'Stärchig vom Bewusstsy vo üsere nationale Selbständigkeit. Drom bin i deför: öberall, wo's goht, schwyzerdütsch rede ond schrybe! Inzwüsche wö-m-mer luege, was d'Förderer von ere schwyzerische Schreftsproch fertig bringed, ond denn chö-m-mer wider luege.

* * *

J. E. Altorfer, Dielsdorf

Mit der Schilderung der Zustände in unserer Mundart hat Dr. Emil Baer jedenfalls den Nagel auf den Kopf getroffen. Er malt schwarz, was schwarz ist. Aber er sieht auch schwärzeste Zukunft. Ich bin nicht so pessimistisch. Wenn die Friesen und die Bayern, ja sogar die südlichen und die nördlichen Badenser sich bis jetzt sprachlich noch nicht gleichschalten liessen, wie sollten sich denn die Schweizer eine Sprache zu eigen machen, die jenseits der Grenze nicht einmal gesprochen wird! Es ist ein richtiger Schreckschuss, wenn Dr. Baer schreibt, in einigen Generationen würde dieselbe Sprache herrschen von der Nordsee bis zu den Alpen. Gerade weil wir auch ein politisches Eigenleben führen, ist die Gefahr, dass unsere Sprache gleichgeschaltet wird, klein. Es kann für unsere anderssprachigen Miteidgenossen ein Trost sein, dass wir als die grösste sprachliche Gruppe von unsern « Verwandten » jenseits der Grenze immerhin auch noch durch eine sprachliche Grenze getrennt sind. Eine allzu starke geistige Anlehnung ans « Reich » ist dadurch ausgeschlossen.

Dem Föderalismus der Schweiz in politischer Hinsicht entspricht ein solcher in sprachlicher Hinsicht. Unser Ideal ist Vielgestaltigkeit in der Einheit, d. h. möglichste Pflege der lokalen Mundart und Kultur im gemeinsamen Vaterland. Darin liegt unsere alleinige Stärke. Mit der Verschmelzung unserer sprachlichen Vielgestaltigkeit, auch der alemannischen Mundarten, würde die Schweiz geradezu eine ihrer wichtigsten Existenzgrundlagen aufgeben. Aber, wie gesagt, es wird nicht dazu kommen. Man muss wirklich durch eine dunkle Sonnenbrille sehen, wenn man glaubt, dass unser Volkstum und unsere Sprache in Gefahr seien, im Reichsdeutschen aufzugehen.

Unsere sprachliche Eigenart besteht darin, dass alle sozialen Schichten die Mundart sprechen, und es kann nur ganz anormalen Leuten einfallen, es anders zu halten. Dieser Zug gehört zum eminent demokratischen Wesen unseres Volkes.

Die Vorschläge Dr. Baers gehen von zu pessimistischen Voraussetzungen aus. Zu begrüssen wären allenfalls grammatische Normen für die bedeutendsten (und ausgeprägtesten) Mundarten. Tatsächlich könnte dadurch eingebürgerten Fremdsprachigen ein Mittel in die Hand gegeben werden, sich rascher und gründlicher zu assimilieren. Vor allem aber sollten die hochdeutschen Schriftzeichen zum Gebrauch für die Mundart durch einige der veränderten Phonetik entsprechende Zeichen ergänzt werden. Der Zweck der neuen Schriftzeichen (es kann

sich nur um einige wenige handeln) wäre aber nur der, dem Schweizer zu ermöglichen, « seinen angestammten Dialekt zu schreiben », aber nicht der, eine alemannische Hochsprache vorzubereiten.

Warum lehne ich eine alemannische Hochsprache ab?

1. Denken wir einmal an die Schule. Wenn wir heute kaum Schriftdeutsch lernen in 8—9 Schuljahren, wie sollten wir denn besser in der gleichen Zeit zwei Sprachen lernen können, nämlich (nach Dr. Baer) bis zum 4. Schuljahr « Alemannisch », und nachher Hochdeutsch? Denn wohlverstanden: das « Alemannische » wäre ein Absud aus allen möglichen Dialekten und müsste überall fast wie heute das Schriftdeutsche als eine von der lokalen Mundart abweichende Schrift- und Redesprache gelernt werden. Ein Kind hätte also einfach noch eine Sprache mehr zu lernen, was für unsere sprachlichen Verhältnisse ein Unsinn grössten Stiles wäre.

2. Unser « Alemannisch » hätte im Ausland nicht die geringste Bedeutung. Eine allfällige Literatur wäre wie die holländische von einer weitern Verbreitung ausgeschlossen. Gerade Holland sollte uns als warnendes Beispiel dienen. Es gibt genug bedeutende Holländer, die bedauern, dass sich ihr Land einst von einem der wichtigsten Sprachgebiete mit höchstentwickelter Literatur abgetrennt hat. Wer im Ausland würde unser Alemannisch lernen? Und nur um den Philologen Arbeit zu liefern, wird doch keine Sprache geschaffen. Dr. Baer weist darauf hin, dass da und dort in Europa Mundarten zu Schriftsprachen erhoben worden seien. Ob das eine fortschrittliche Entwicklung ist, ist eine Frage. Haben wir nicht genug Sprachenwirrwarr im Abendland? Darum sind ja das Esperanto und andere Kunstsprachen geschaffen worden. Hier zeigt sich immerhin ein Idealismus, während sich im andern Fall eher auf geistige Enge schliessen liesse.

3. Die geringe Verbreitung der Kunstsprachen (Esperanto usw.) beweist übrigens, dass sie nie Volkssprache werden können. Eine Sprache muss organisch wachsen, damit sie bestehen kann. Unser « Alemannisch » müsste aber erst geschaffen werden, denn es wird ja bisher nirgends gesprochen noch geschrieben.

Hingegen sollte, um den Zerfall der Mundarten aufzuhalten, viel geschehen:

1. Jeder soll sich bemühen, seine Mundart richtig zu sprechen.

2. In der deutschen Schweiz sollten keine Personen eingebürgert werden, die nicht irgendeinen Schweizerdialekt sprechen.

3. Vom Deutschunterricht in den Schulen muss verlangt werden, dass er sich auch mit der Mundart befasse. In erster Linie soll die Mundart geachtet werden als unsere eigentliche Muttersprache.

4. Vermehrte Verwendung von Mundart in Zeitungen und Radio.

* * *

Jakob Wüst, Bern

Wer wirklich etwas von dem unermesslichen Wert einer gesunden, ursprünglichen Volkstradition, betreffe sie nun Sprache oder Sitte, weiss, der muss ja im Grundsätzlichen mit dem Verfasser übereinstimmen. Aber bei dem speziellen Postulat: Schaffung des Hochalemannischen als Schriftsprache scheint mir ein Umstand zu wenig berücksichtigt zu sein. Wenn ich die Thesen richtig verstanden habe, soll dieses Hochalemannische geschaffen werden; es wird also eine Konstruktion sein, denn es gibt kein solches Hochalemannisch. Es gibt nur ein Berndeutsch, ein Zürichdeutsch, ein Appenzellerdeutsch usw. Erhebt man nicht eine dieser Lokalmundarten zur allgemeinen deutschschweizerischen Schriftsprache, so bleibt nur noch die Möglichkeit einer zusammengesetzten Sprache,

eben einer Konstruktion. Dass man dem nicht zustimmen kann, scheint mir auf der Hand zu liegen; dies würde ja übrigens auch gegen des Verfassers eigene Grundsätze verstossen.

Hier scheint mir die Klippe des ganzen Problems zu sein; denn analog den Vorgängen in den uns umgebenden Sprachgebieten, müsste eine Mundart zur Hauptsprache erhoben werden. Wird das aber bei unserer föderalistischen Geisteshaltung möglich sein? Ich glaube kaum.

* * *

A. L. B., Zürich

Die Gefährdung unserer Mundart wird von Tag zu Tag ernster. Es ist höchste Zeit, dass ein berufener Mann das Thema aufgreift und es den Leuten klar und deutlich ins Ohr schreit. Der Artikel von Dr. Emil Baer hat mich gefreut, und seine Lösung des Problems, nämlich die Erhebung der alemannischen Mundart zur Schriftsprache, halte ich für die beste und treffendste.

Es ist heute nicht mehr damit getan, dass der eine und andere Schriftsteller in seiner Lokalmundart über einen möglichst engen Stoffkreis schreibt und ein paar vereinzelte Leute diese Mundartliteratur dann lesen; nein, die geschriebene Mundart muss aus einem Sonntagsvergnügen zu einer richtigen Schriftsprache gemacht werden, die dem ganzen Volke zum täglichen Brot wird.

Ist aber eine schweizerdeutsche Schriftsprache möglich bei der Verschiedenheit unserer Dialekte und dem Mangel jeder Norm? fragt sich der Bedenkliche. Gewiss ist sie möglich. Andere Nationen haben schon unter viel schwierigern Bedingungen ihre Volkssprachen zu Schriftsprachen gemacht. Die Bedingungen in unserm Hochalemannisch sind sogar recht günstig. Unsere Sprache war im Mittelalter sowohl Kanzlei- wie Literatursprache, und uns steht es frei, auf diese reichen Quellen zurückzugreifen. Ferner ist die Verschiedenheit unserer Dialekte lange nicht so tiefgreifend, wie es von aussen aussieht. In allen ist der echt alemannische Kern wohl erhalten, und häufig sind es nur kleine lautliche Sonderheiten, die dem Ohr sehr auffallen, in der Schrift aber kaum zum Ausdruck zu kommen brauchen, die uns den Eindruck von grosser Verschiedenheit vermitteln. Die Unterschiede zwischen den rätoromanischen Mundarten sind z. B. viel tiefgreifender als die zwischen unsern Mundarten. Ausserdem kann man heute die belangreiche Beobachtung machen, dass sich in den grossen Städten der Schweiz Ansätze zu einer Mischmundart zeigen, die durch den lebhaften Verkehr und den häufigen Wohnungswechsel immer mehr begünstigt wird. Dies zeigt den Weg, den eine alemannische Schriftsprache zu gehen hätte.

Was nun die Bildung der Schriftsprache an sich betrifft, so gibt es hierzu mehrere Wege. Die Grundlage zu allen ist die Schaffung eines einheitlichen Alphabets, das leicht sein, Zeichen für die typischen alemannischen Laute besitzen und gleichzeitig durch nicht zu grosse phonetische Treue die Schriftsprache im Keim in sich tragen muss. Dann könnte man den Dingen den Lauf lassen und warten bis sich eine einigermassen einheitliche Schriftsprache herauskristallisiert hätte. Dieser Weg ist aber unvorteilhaft sowohl wegen der Zeitdauer wie wegen seiner unkontrollierbaren Missentwicklungsmöglichkeiten.

Ein anderer Weg wäre, eine zentrale Mundart zur Schriftsprache zu erklären; leider ist dies wegen der besondern schweizerischen Verhältnisse nicht durchführbar. Es gibt kein eigentliches Zentrum, und die Rivalität der Kantone würde ein solches Beginnen bald vereiteln.

Die dritte Möglichkeit ist die, dass ein kleines Kollegium von Sprachwissenschaftern es unternähme, aus den grossen schweizerischen Mundarten den aleman-

nischen Kern herauszuschälen und ihn, ohne jedoch in der Normalisierung zu weit zu gehen, sondern unter Einräumung von fakultativen Varianten, als schweizerische Schriftnormalform in einer Grammatik herausgäbe. An diese Grammatik hätte sich dann jeder, dem es mit dem Schriftalemannisch ernst ist, nach Möglichkeit zu halten. Welchen Weg man einschlagen wird, liegt der zu gründenden alemannischen Aktion, von der Dr. Baer spricht, zu entscheiden ob.

* * *

August Steiger, Küsnacht

Emil Baers Vorschlag, « zur Rettung der eidgenössischen Seele » eine eidgenössische Schriftsprache zu schaffen, ist gewiss gut vaterländisch gemeint, aber doch nur die Übertreibung eines im Kerne richtigen Gedankens. Wovor soll unsere Seele gerettet werden? Gewiss liegt in unserer Sprachgemeinschaft mit dem Deutschen Reiche die Möglichkeit der Beeinflussung im politischen Denken; aber sehen wir uns doch die Wirklichkeit an: Seit vierhundert Jahren nähert sich die Schweiz sprachlich dem Reich immer mehr; in den letzten Jahrzehnten ist namentlich auch die Aussprache verbessert worden, und trotzdem fühlt sich der Deutschschweizer im politischen Denken dem Reich heute ferner als je. Gegen die Beeinflussung des politischen Denkens schützt uns unsere noch viel längere freiheitlich-demokratische Überlieferung, und wenn uns die nicht mehr schützt, so tut es auch eine neugebackene schweizerische Schriftsprache nicht.

Baers ganzes Gebäude beruht auf dem Grundirrtum, die Gesinnung sei abhängig von der Sprache, während die Sprache doch nur Ausdruck der Gesinnung ist. Übrigens: wenn Hitler die deutsche Schweiz « heimholen » wollte, liesse er sich wohl durch den Hinweis auf unsere eidgenössische Schriftsprache abhalten? Hundert getreue Sprachgelehrte würden ihm beweisen, dass auch diese Schriftsprache nur eine deutsche Mundart sei; die Beispiele von Südtirol, Elsass u. a. beweisen auch, dass Staatsmänner noch viel grössere Sprachunterschiede verdauen können.

Die eidgenössische Seelenrettung ist also auf diesem Wege nicht nötig und nicht möglich. Es erheben sich aber noch andere Bedenken. Welche Mundart soll dieser Schriftsprache zugrunde gelegt werden? Berndeutsch oder Zürichdeutsch? Beides würde die Basler freuen! Baer meint, eine Kommission würde diese praktischen Fragen « nach dem Grundsatz der Mehrheit » erledigen. Den Sieg über diesen künstlichen « Schweizerwein » trüge wohl — die hochdeutsche Schriftsprache davon. Diese will Baer ja auch ausdrücklich beibehalten und auf den obersten drei oder vier Volksschulklassen gelehrt wissen.

Nun stehen sich aber Mundart und Schriftsprache heute schon so nah, dass sie sich gegenseitig beeinflussen, und jetzt soll noch eine dritte Sprachform, das « Alemannische », zwischen die beiden hineingeschoben werden, auf dass das « Chrüsimüsi » vollkommen werde? Wenn z. B. jene Sprachkommission sich in gewissen Fällen zugunsten der westlichen Mundarten entscheiden sollte, so müsste das Zürcherkind, das zu Hause sagt « mer mached » und « Chriesi », in den ersten Schuljahren lernen « mer mache » und « Chirsi » und in den obern Klassen, wenigstens sechs oder etwas mehr Stunden, « wir machen » und « Kirsche » . . . der Lehrerfolg, meint Baer, werde der gleiche sein!

Trotz allen ungeheuerlichen Übertreibungen aber kann aus diesem Warnruf doch etwas Gutes herausschauen. Da ist vor allem zu denken an den Vorschlag von Plantas, in allen Schulen eine wöchentliche Stunde (die aber nicht dem bisherigen Deutschunterricht weggenommen werden darf!) der Pflege der Mund-

art zu widmen. Da könnten sich die Schüler gewöhnen, Mundartdichtung zu lesen; es könnte der Unterschied zwischen echter und unechter Mundart gezeigt werden. Aus der Schule würde der Kampf gegen Wörter wie Butter, Treppe, Zahnfleisch usw. in die Familie getragen. Eine solche besondere Mundartstunde würde auch die Achtung vor der Mundart erhöhen. Damit täten wir unserem lieben Schwyzerdütsch einen bessern Dienst als mit Baers alemannischem Esperanto.

* * *

A. Frey, Zürich

Merkwürdig! Da reden wir Schweizer allenthalben von geistiger Landesverteidigung, aber keiner sagt, was er darunter versteht. Da fuchtelt jeder mit der Faust in der Luft herum, es müsse endlich etwas geschehen — aber wenn nun wirklich einer den Mut findet, dieser bittern Notwendigkeit nach besten Kräften dort Genüge zu leisten, wo es gilt, die ersten Stützpunkte einer geistigen Abwehr zu errichten, sind flugs auch schon « gewichtige » Gegenkräfte auf dem Plan, die dabei ihrerseits irgendwelche « Rechte » zu verteidigen haben. Dabei verrät das Stichwort « Geistige Landesverteidigung » noch gar kein revolutionäres Programm. Verteidigung ist passiv. Aber uns junge Schweizer befriedigt ein solches Programm nicht ganz, weil wir nur zu sehr wissen, dass nicht der Abwehrkampf, sondern der offensive Angriff in der Unruhe der Gegenwart etwelchen Erfolg verspricht. Nicht nur in der Erhaltung unseres Schweizertums, sei es in seinen geistigen, kulturellen oder politischen Interessen, kann die Erschöpfung der Ziele einer geistigen Landesverteidigung liegen, sondern im schöpferischen Ausbau unseres schweizerischen Volkstums. Nie ist die innere Bereitwilligkeit unseres Volkes zu solchem nationalen Schaffen grösser gewesen als in diesen Tagen der Einmütigkeit des Unabhängigkeitswillens. Nur in der schöpferischen Tat für unser Schweizertum liegt der bleibende Wert für unsere nationale Zukunft; die Erhaltung unserer geistigen Werte allein vermag ihn nicht zu schaffen.

Wir alle wissen, dass gerade in unserer eidgenössischen Seele ein Kampf zwischen Herz und Verstand nicht zur Ruhe kommen will, wenn es um unsere Sprache, eben dieses Ausdrucksmittel unserer Seele, geht. Freute man sich, dass nun ein Sprachwissenschafter dem Rufe des eidgenössischen Herzens gefolgt ist, um die Kraft unserer schweizerdeutschen Volkssprache in den Dienst unserer geistigen Landesverteidigung zu stellen, so war gleicherweise zu erwarten, dass der nüchterne Verstand (und manchmal noch etwas mehr) der Sprachtheoretiker und Germanisten mit scharfer Feder seine « Interessen zur Erhaltung des Volkstums » nach eigenem Rezept zu wahren wissen werde.

Baers Postulat ist nicht morgen schon unverändert dem Volke zur Abstimmung vorzulegen; aber es spricht einem grossen Teil unseres Volkes aus dem Herzen. Es ist ein begrüssenswerter Anreiz, einmal das Grundsätzliche unserer sprachlichen Tragik einer ganz gründlichen Prüfung zu unterziehen. Dabei sind noch genug unüberbrückbar scheinende Gegensätze auf dem Wege zur Klärung unserer « Sprachenfrage », so dass eine Diskussion der Einzelheiten in Baers Gedankengängen verfrüht erscheint.

Da sind die Sprachtheoretiker und Germanisten, die unentwegt auf der wissenschaftlichen Begründung verharren, dass die Nordschweiz nur eine kleine Sprachprovinz des grossdeutschen Sprachraumes und unser Schweizerdeutsch nur ein Teildialekt der deutschen Sprache sei. Sie betrachten die deutsche Sprache schlechthin, also Schriftdeutsch und Schweizerdeutsch, als unsere Muttersprache.

Anderseits stösst ein schweizerisches Kulturbewusstsein mächtig vor und zieht auch die Sprache in deren Interessenkreis. Es ist einfach nicht wahr, dass die hochdeutsche Eroberung des deutschschweizerischen Sprachgebietes keine nationale Gefahr einschliesst. Die Bedeutung, die die deutschvölkische Propaganda von Blut und Boden der deutschen Sprachgemeinschaft gibt, mahnt zum Aufsehen.

Man muss sich fragen, ob sich die offenen und verkappten Befürworter einer « hochdeutschen » Schweiz bewusst sind, was sie unserm Schweizertum antun. Manche werden aus persönlicher Liebe zum Einheitsschriftdeutsch handeln, manche aber sind als militante Vorposten des Deutschtums zu betrachten. Diese letztern sind die gleichen Leute, die uns Nordschweizern stets nur dann unsere welschen und Tessiner Miteidgenossen als Mustereidgenossen vorhalten, wenn es ihnen in den Kram passt, im übrigen aber ihre « deutschkultürliche » Nase über alle Miteidgenossen rümpfen, die nicht den Vorzug haben, zum deutschen Sprachgebiet zu gehören. Es sind die gleichen Leute, die die Sprache dem Volkstum und dem Nationalbewusstsein gleichsetzen, solang es sich um die deutsche Sprache, um deutsches Volkstum, um deutsches Nationalbewusstsein handelt, aber Zeter und Mordio schreien, wenn das schweizerische Nationalbewusstsein sich diese Lehre zunutze macht, um unsere schweizerdeutsche Volkssprache in den Dienst der helvetischen Gemeinschaft zu stellen. Klar erkennt man in diesem Lager, dass das Schweizerdeutsch eine volksbindende Kraft besitzt, die dem deutschkulturellen, gar zu gern ins politische Bewusstsein übergreifenden Willen einmal nationale Schranken zu setzen vermag.

Das ist die treibende Angst, die alemannische Schweiz könne sich damit vom Gängelband deutscher Kulturvorherrschaft lösen, der auch die « Münchener Neuesten Nachrichten » nicht zufällig in jüngster Zeit (12. Februar 1936) in gehässiger Art Ausdruck geben:

„... Diese wohlmeinenden Romantiker wissen nicht, oder wollen nicht wissen, in wie vielen europäischen Staaten die fremdnationale Staatsgewalt einen deutschen Dialekt zuungunsten der deutschen Hochsprache ‚pflegt'. Der französische Staat erkennt das Elsässerdütsch an, aber verfolgt das Hochdeutsche; auf der gleichen Linie arbeitet die französische Kulturpolitik in der Schweiz mit ihren freiwilligen Anhängern (!!) und läßt die Suggestion einträufeln, daß Schwyzerdütsch die eigentliche Landessprache der Eidgenossen sei..." (Von uns gesperrt.)

Wir sind heute « glücklicherweise » so weit, dass die Schriftsprache sich nach jahrhundertelangem friedlichen Nebeneinanderleben anschickt, der schweizerdeutschen Nebenbuhlerin die angestammte Heimat streitig zu machen. Dass es gerade heute im Zeitalter alldeutscher Grenzlandkundgebungen geschieht, zeigt, dass es nicht nur ein « unaufhaltsamer Kulturprozess », nicht nur « gleichgültige Preisgabe einer todgeweihten Volkssprache » ist, sondern dass hinter diesem Angriff auf unser Schweizerdeutsch ein ganz bestimmter fremdvölkischer Wille steht. Ein Schweizer, der sich auf sein eigenes nationales Volkstum besinnt, entdeckt von selbst den hohen Gemeinschaftswert der schweizerdeutschen Muttersprache. Das bedeutet aber — wir bestreiten diese Tatsache nicht — Entfremdung vom deutschen Kulturbewusstsein; die Schriftsprache gilt nur noch als notwendige Fremdsprache; der Hauptweg alldeutscher Beeinflussungsmöglichkeit wird hindernisreicher. Es ist begreiflich, dass derartige Konsequenzen schweizerischer Nationwerdung für alle diejenigen ein Greuel sind, die in der Schweiz ein Tummelfeld ihrer « Belange » sehen.

Konrad Falke schrieb schon 1933 in den Tagen hereinbrechender Geistesnot («Neue Zürcher Zeitung» 1933, Nr. 1621 vom 10. September):

„... Sollte jemals irgendeiner Macht auf Erden der Anspruch zugebilligt werden, uns Deutschschweizer nur deshalb zum Deutschen Reich zu schlagen, weil wir auch deutsch sprechen, so würden wir lieber diese Sprache (und damit die Sprachgemeinschaft mit dem deutschen Volke) aufgeben."

So ist es.